

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher finden Sie auf unserer Website  
[www.scylla-verlag.de](http://www.scylla-verlag.de)

Ramon Maria Winter  
**Bringt sie zum Schweigen**  
Thriller

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2014

© 2014 Scylla Verlag UG (haftungsbeschränkt), Köln

Alle Rechte liegen bei Scylla Verlag UG, Köln

Umschlaggestaltung: Eva Hoerner, René Ruppert

Umschlagmotiv: 46219556 © Eky Chan – Fotolia.com

Eingangszitat: Auszug aus Psalm 91, Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 1984.

Durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung. © 1984 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Bibelsprüche aus Lukas, 17, 21 und Sprüche, 4, 23

Lektorat und Korrektorat: Andrea Schemann, Konstanze Pilgrim, Andreas Bohlus

Gesamtherstellung: Heider Druck GmbH, Bergisch Gladbach

Printed in Germany

Verlag: Scylla Verlag UG, Köln

ISBN: 978-3-945287-00-2

[www.scylla-verlag.de](http://www.scylla-verlag.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## Anmerkung des Autors

Die im Buch beschriebenen Städte, Orte und Gebiete gibt es nicht. Sie sind reine Fiktion. Ich habe mir die Freiheit genommen, die europäische Geografie und Topologie sowie gesellschaftliche und politische Gegebenheiten zu verändern. Das geschah mit voller Absicht und diente den Erfordernissen des Romans. Daher sollte man sie als rein fiktiv betrachten.

Jede Ähnlichkeit zwischen Figuren und Geschehnissen in diesem Roman und lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

*Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, dass du nicht erschrecken musst vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die am Mittag Verderben bringt. Wenn auch tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen. Ja, du wirst es mit eigenen Augen sehen und schauen, wie den Gottlosen vergolten wird. Denn der HERR ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Übel begegnen, und keine Plage wird sich deinem Hause nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.*

Aus: Psalm 91/Luther

## Prolog

Ein Fahrzeug der Kreisverwaltung hielt auf der Landstraße am Dorfeingang. Hinter dem Steuer saß ein Mann in Arbeitskleidung. Zwischen seinen Lippen hing eine Zigarette, die er mit tiefen Zügen zum Glühen brachte. Bei laufendem Motor stieg er aus, holte ein neues Ortsschild von der Ladefläche und lief auf dem Seitenstreifen zu dem alten. Eine Zeit lang blieb er davor stehen und betrachtete die Zahl, die unten angefügt war:

Whispertal, Landkreis Frayberg, Einwohnerzahl 348.

Er klemmte die Zigarette in den Mundwinkel, schraubte das Schild ab, warf es auf die Ladefläche und befestigte das neue Schild:

Whispertal, Landkreis Frayberg, Einwohnerzahl 124.

Sein Blick wanderte zu den Dächern des Dorfes. Rauch stieg aus einzelnen Schornsteinen. Ein Dorf zwischen Wäldern, Wiesen und Hügeln. Ein Auto näherte sich und fuhr an ihm vorbei auf das Dorf zu. Ihm fiel der kleine Junge auf, der ihn von der Rückbank aus mit ernstem Gesicht anstarrte. Das Gepäck, das sich im Kofferraum stapelte, sagte ihm, dass sich diese Leute auf dem Weg nach Hause befanden. Jetzt, da es vorbei war, kamen sie alle wieder.

Er schnippte den Zigarettenstummel auf die Straße und packte zusammen. Von Anfang an hatte er gewusst, dass es so enden würde, ja, das hatte er. Damals hatten sie über ihn gelacht, aber heute lachte niemand mehr.

Er stieg in den Wagen, knallte die Tür zu und warf einen Blick auf die Uhr. Er musste sich beeilen. Er musste viele neue Schilder anbringen.

Drei Monate zuvor

Sein Vater hatte immer gesagt, er dürfe die wichtigen Augenblicke seines Lebens nicht verpassen. Dass es nicht viele Augenblicke gäbe, die einen Wendepunkt im Leben markierten. Sowohl zum Guten als auch zum Schlechten. Er solle die Augen offen halten.

Als er an diesem schwülen Julinachmittag seiner Nachbarin und ihrem Hund begegnete, hätte ihm auffallen können, dass etwas nicht stimmte. Wenn er aufgepasst hätte. Aber er war im Wesentlichen darauf bedacht, den richtigen Zeitpunkt abzapfen, um der Nachbarin zu entkommen.

Er hatte gesehen, wie sie das Haus verließ und abgewartet, bis sie sich herumdrehte, um die Tür zu schließen. Sobald sie ihm den Rücken zukehrte, versuchte er, sich unbemerkt aus dem Staub zu machen. Aber es war zu spät. »Guten Tag, Doktor Nordström. Ich bin so froh, Sie zu treffen. Wie oft gucke ich zu Ihnen herüber und denke: Der arme Mann, immer so allein.« Ihr rundes Gesicht legte sich in dicke Sorgenfalten. Nordström nickte ihr zu und wandte sich zum Gehen, aber sie ließ nicht locker: »Ist es nicht schlimm mit dieser Hitze?«

Er blieb stehen. »Gewöhnen Sie sich lieber dran. Es soll noch heißer werden.«

»Ach.« Ihr Seufzen war so aufgesetzt wie ihr Lächeln. Der Hund, eine kompakte Bulldogge, setzte sich vor ihre Füße und starrte zu Nordström hinauf. Aus seinem Maul tropfte der Sabber.

»Also, ich muss los«, versuchte Nordström das Gespräch zu beenden. »Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend.« Er wollte wieder losgehen, aber sie gab nicht auf. »Ach, eine Frage noch.« Sie legte den Kopf schief, weiterhin lächelnd. »Wie wäre es mit einem Abendessen? Sie nennen mir Ihr Lieblingsgericht, und ich koche es für Sie. Na, wie hört sich das an?«

Nordström dachte: *Nur über meine Leiche* und sagte: »Was für eine nette Idee. Leider habe ich im Moment viel zu tun. Sie wissen ja, die . . . Hausbesuche.«

Er machte einen Schritt auf sie zu, um sich zu verabschieden. Der Hund begann zu knurren.

Angst ist ein Gefühl, das der Mensch seit jeher kennt, doch er hat verlernt, darauf zu hören. Er ignoriert die Reaktionen des Körpers, obwohl Gefühle eine deutliche Sprache sprechen: Wenn das Bauchgefühl sagt, lauf weg, dann meint es, lauf weg. Als Arzt hatte Nordström gelernt, Gefühle zu unterdrücken. Er hatte gelernt, ein völlig ausdrucksloses Gesicht zu machen, Ruhe, Zuversicht und Optimismus auszustrahlen, aber niemals dort Hoffnung zu verbreiten, wo es keine mehr gab. Er hatte gelernt, Ekel zu unterdrücken, freundlich, aber bestimmt aufzutreten und Empathie auszustrahlen. Das schaffte er sogar gegenüber einem Hund. »Ach, Gonzo, alter Junge, was ist denn los?«

Der Hund zog die Lippen hoch und knurrte.

»Gonzo! Benimm dich!«, fuhr die Nachbarin den Hund an, der daraufhin verstummte. Sie griff den Gesprächsfaden wieder auf. »Sie sind zu pflichtbewusst. Ein junger Mann wie Sie braucht Abwechslung, Entspannung. Sie sollten wirklich wieder etwas Freude in Ihr Leben bringen.« Sie betrachtete ihn mit tadelndem Blick.

»Ich bin nun mal der einzige Arzt in der Gegend und damit verpflichtet, mich Tag und Nacht um meine Patienten zu kümmern. Ich fürchte, da kann man nichts machen.« Nordström lächelte sein Arztlächeln.

Sie seufzte. »Da haben Sie wohl recht. Und ich bewundere Sie für Ihre Arbeit. Aber Sie sollten in Zukunft mehr auf sich achten. Meine Mutter sagte immer: Was nutzt der Arzt, wenn er an der Krankheit stirbt?«

Nordström lächelte weiter und rang sich ein Nicken ab. »Sehr gut, sehr gut. Doch jetzt entschuldigen Sie mich, ich muss jetzt gehen.«

Der Hund winselte. Nordström beugte sich zu ihm herab. »Na, dir ist es wohl auch zu heiß.« Er streckte die Hand aus, um ihm den Kopf zu tätscheln, aber der Hund duckte sich und fletschte die Zähne. Er knurrte, lauter als zuvor. Als Nordström zurückwich, warf er sich in die Leine, bellte und grollte. »He, Gonzo, kennst du mich nicht mehr?« Der Hund sprang wie verrückt in die Leine. In seinen Augen glänzten geplatze Äderchen.

Die Nachbarin zerrte ihn zurück. »Aus, Gonzo, lass das! Was bist du nur für ein böser Hund!« Sie gab ihm einen Klaps auf den Hintern, und der Hund beruhigte sich. Speichel tropfte von seiner Schnauze, er winselte und ließ den Kopf hängen.

»Entschuldigen Sie, Doktor Nordström, so etwas hat er noch nie gemacht.« Sie bedachte den Hund mit ihrem tadelnden Blick. »Komm, Gonzo, wir gehen.«

Nordström verabschiedete sich und ging über den Marktplatz davon. Der Hund bellte ihm nach, laut und ungewöhnlich wütend für einen Haushund.

Am Imbiss um die Ecke besorgte er sich eine Pizza und drei Flaschen Bier. Zu Hause aß und trank er in der Stille seiner Küche. Hin und wieder warf er einen Blick aus dem Fenster. Der Marktplatz war in goldenes Abendlicht getaucht. Ein paar Kinder jagten einem Ball hinterher. Als die Kirchenglocken zehn Uhr schlugen, öffnete er sich das dritte Bier. Ein leises Ticken füllte seinen Kopf. Es erinnerte ihn daran, dass die Zeit verstrich. Unerbittlich.

Wenn er im Nachhinein über alles nachdachte, sah er seine Fehler. Und er wünschte sich, er hätte die Augen offen gehalten. Er konnte gar nicht in Worte fassen, wie sehr er sich wünschte, er hätte besser hingesehen.

Aber das ahnte er nicht, als er gegen Mitternacht ins Bett ging.

Er erwachte im Dunkeln und streckte den Arm aus, um sie zu berühren, aber seine Bewegung verebbte in der Luft. Er richtete sich auf und blieb eine Weile sitzen. Wach genug, um in der Dunkelheit die Umrisse seines Schlafzimmers zu erkennen, sah er sich um. Sie war nicht da. Natürlich nicht.

Die Sache war, dass sein Unterbewusstsein in die falsche Richtung arbeitete. Nacht für Nacht dauerte es ein bisschen länger, bis er in eine Realität zurückfand, in der seine Frau keine Rolle mehr spielte. Vielleicht, weil es mit der Zeit immer endgültiger wurde. Ganz bestimmt aber, weil er es nicht wahrhaben wollte. Eine einfache, leere Betthälfte drohte, ihn zu Fall zu bringen.

Der Blick auf die Uhr sagte ihm, dass er sechzig Minuten geschlafen hatte. Er hatte Durst. Im Haus war es still und warm. Draußen bellten die Hunde. Er nahm einen Schluck aus der Wasserflasche neben seinem Bett. *Schlafein*, dachte er, *träum von ihr*.

Er konnte nicht wieder einschlafen. Die Uhr neben ihm zählte die Sekunden, Minuten und Stunden. Irgendetwas lag in der Luft, pausenlos bellten die Hunde, und es war so warm und so schwül, dass er nicht aufhören konnte zu schwitzen. Er schloss die Augen und versuchte, an nichts zu denken. Die Zeit kroch dahin. Die Hunde bellten weiter, und er presste sich das Kissen aufs Ohr. Gegen Morgen wurde er ruhiger. Das Unbehagen in seinem Inneren verflog mit dem Verblassen der Sterne.

Während seines Studiums hatte Nordström gelernt, dass Träume eine Art Umschichtungsprozess von Erinnerungsdaten ins Langzeitgedächtnis sind. Seinem Psychologieprofessor zufolge wurden Informationen sortiert, gespeichert und, falls sie als unwichtig eingestuft wurden, vergessen. Warum er jede einzelne Nacht vom Tauchen träumte, erklärte das aber nicht. Er war noch nie in seinem Leben getaucht.

Sobald er wieder eingeschlafen war, befand er sich in einer Felsenlandschaft am Meeresgrund. Luftblasen stiegen auf. Die Wellen über ihm glänzten in der Sonne. Einzelne Lichtstrahlen fielen durch die Oberfläche und ließen in der Tiefe die Felsen aufleuchten.

Neben ihm bewegte sich etwas. Ein Schatten schob sich heran, durchstieß den Lichtstrahl und versank wieder. Er blickte auf die Stelle, an der der Schatten verschwunden war, dann drehte er sich herum und richtete seinen Blick nach oben. Die Sonne war eine flackernde Scheibe, das Wasser ein kristallklarer, sicherer Ort. Er entspannte sich und wurde eins mit den Bewegungen der Wellen. Ein erlösender Augenblick des Friedens mit sich selbst und der Welt.

Etwas berührte seinen Fuß. Er drehte den Kopf, aber da war nichts außer Wasser und den schwebenden Partikeln aus Sand und Algen. Luftblasen zogen an seinem Gesicht vorbei und vermischten sich mit den Lichtpunkten an der Oberfläche.

Ein Ruck. Ein fester Stoß in die Seite. Luft platzte aus seinem Mund, sein Kopf fuhr herum. Ein grauer Schatten raste auf ihn zu, ein roter Schlund mit weißen Zähnen, darüber rollende, tote Augen. Ein Ungetüm, das vor seinem Gesicht verharrte. *Mir begegnet man nur aus einem Grund*, sagte es. *Man hat das Ende seines Weges erreicht. Du kannst den Lauf der Dinge nicht ändern. Die Welt ist, wie sie ist, eben und leer.*

In seiner Angst verlief die Suche nach dem Sinn der Worte ergebnislos, und schon im nächsten Moment lag er im Bett neben seiner Frau. Sie trug das blaue Kleid. Sie flüsterte: »Du bist ja ganz nass, Schatz.«

Erneut wachte er auf. Die Symbolik des Traumes war simpel und frustrierend. Er seufzte. Seit er das letzte Mal aufgewacht war, waren ganze dreißig Minuten vergangen. Blieben noch zweieinhalb Stunden, bis er aufstehen musste. Nebenan bellte der Hund.

Im Liegen bekam er Kopfschmerzen, und als seine Augen begannen, im Rhythmus seines Herzschlags zu pochen, richtete er sich auf. Lichtstrahlen huschten über die Wände des Zimmers. Auf dem Marktplatz holperte ein Wagen über das Kopfsteinpflaster und entfernte sich. Sekunden später donnerte unten etwas gegen die Tür, ein Hämmern, so laut, dass es seinen brummenden Schädel zu Kleinholz zerlegte.

Wenn es nachts an seiner Tür klopfte, handelte es sich meistens um einen medizinischen Notfall. Patienten in Schlafanzügen mit schuldbewussten, bleichen Gesichtern, eilige Autofahrten zu zerwühlten Betten. Das war okay. Genauso, wie die Arbeit in der Praxis, elf oder zwölf Stunden am Tag, zwischen Schreibtisch und Patientenliege. Das war sein Kosmos. Er gab ihm das Gefühl, alles im Griff zu haben. Das Pflichtbewusstsein ließ keine Selbstzweifel zu, freie Zeit hingegen konnte er nicht genießen.

Er schleuderte die Decke zur Seite und sprang aus dem Bett. Am Abend zuvor hatte er zu viel getrunken, und der plötzliche Aufbruch ließ ihn schwanken. Er stützte sich an der Wand ab, bis der Schwindel nachließ. Doch da war noch etwas anderes. Ein fiebriges Gefühl, wie der Auftakt zu einer Sommergrippe.

Auf dem Weg durch den Flur zur Treppe rieb er sich Gesicht und Nacken, um einen klaren Kopf zu bekommen. Am Treppenabsatz warf er einen Blick aus dem Fenster und blickte nach Osten, um nach einer Spur Sonnenlicht Ausschau zu halten, aber da war nichts. Bleischwere Dämmerung hinter den Hügeln. Das Klopfen wurde lauter, jemand rief seinen Namen. Eine Stimme, wie von einem Kind. Bevor er die Haustür erreichte, klopfte es erneut. Schnell und laut. Es folgte ein Tritt, der die massive Haustür zum Erzittern brachte. Die letzten Meter des Hausflurs legte er im Laufschrift zurück.

Er öffnete die Tür. Die Luft war warm, der Himmel sternenklar. Das Kläffen des Hundes hallte durch die Mauern des Nachbarhauses. Im Gegenlicht der Laterne stand eine kleine Gestalt. Ein Junge. Das Haar klebte ihm in der Stirn, sein blasses Gesicht leuchtete in der Dunkelheit. »Wo bleiben Sie denn?« Der Junge musterte ihn von oben bis unten, und ihm wurde bewusst, dass das Einzige, das er am Körper trug, seine ausgebleichenen SC Willemsburg Boxershorts waren. Der Blick des Jungen wanderte an ihm vorbei in den Flur, und seiner Miene nach zu urteilen, gefiel ihm nicht, was er sah. Bierkästen und Pizzareste in Pappschachteln. Der Blick des Jungen bekam etwas Verächtliches.

»Also«, sagte Nordström. »Was ist los? Ein Notfall?« Er versuchte wach, souverän und freundlich zu klingen.

Der Junge druckste herum. »Ich soll . . . meine Mutter . . .«

Nordström ahnte es schon. »Sag nicht, deine Mutter bekommt ein Kind.«

»Sie bekommt aber eins.«

»Mist«, rutschte es ihm heraus, weil er ahnte, dass er bereits in der Patsche saß. Der Junge starrte ihn an, und Nordström ließ einen Moment verstreichen, bevor er sagte: »Dafür bin ich nicht zuständig.« Souverän, aber nicht sehr freundlich.

In den Augen des Jungen glitzerten Tränen. Er wischte sie weg. »Die Hebamme sagt, ich soll Sie holen. Sie darf keine Medikamente geben. Deshalb braucht sie einen Arzt.« Ein vorbereiteter Text, hinter dem der Junge seine Angst versteckte.

»Dr. Roth macht die Geburtshilfe«, sagte Nordström. Roths Zuständigkeitsbereich als praktischer Arzt befand sich nördlich von Whispertal. Alles südlich davon war Nordströms Revier, ein Gebiet von etwa siebzig Quadratkilometern, auf denen er jeden Hof, jeden Wirtschaftsweg, jede Siedlung und, in manchen Gegenden, sogar jedes einzelne Haus kannte. Aber Geburtshilfe war nicht seine Sache, das war Roths Angelegenheit.

»Ich weiß«, sagte der Junge. »Er geht nicht ans Telefon. Und zu Hause ist er auch nicht.«

»Wahrscheinlich ein anderer Notfall.« Nordström musterte den Jungen. »Warum habt ihr mich nicht vorher angerufen? Ich kann euch nicht helfen, das ist nicht mein Fachbereich.«

»Wir haben angerufen! Sie sind nicht dran gegangen.« Der Junge warf ihm einen grimmigen Blick zu. *Verdammt*, schoss es Nordström durch den Kopf. *Das Telefon*. Er hatte es nicht auf die Station gestellt. Wahrscheinlich war der Akku mal wieder leer. Und sein Handy? Wo war das verflixte Ding? Schuldbewusst verzog er das Gesicht. »Hmm, dumme Sache.«

»Und was soll ich jetzt machen?«

»Wo wohnst du?«

»In Julianadorf.«

Er sah sich um. »Wie bist du hierher gekommen?«

»Ein Nachbar hat mich gefahren.«

Der Marktplatz vor seinem Haus war dunkel und leer. Am Stamm der alten Eiche flatterte ein Suchplakat für irgendeinen vermissten Hund. Gegenüber beim Pfarrer war schon Licht, der Kerl schien nie zu schlafen. »Wo ist denn dein Vater?«

Der Junge senkte den Blick. »Weg.«

Nordström seufzte, und machte eine vage Geste ins Haus. »Ich rufe euch einen Krankenwagen. Mehr kann ich nicht tun.«

Der Junge kämpfte mit den Tränen. »Der Notdienst sagt, sie brauchen zu lange. Sie haben gesagt, dass Dr. Roth kommen soll.«

Nordström schüttelte den Kopf. Für ihn war die Fehlentwicklung der medizinischen Versorgung auf dem Land ein altes Thema. Seit das Krankenhaus und die Polizeiwache der Kreisstadt Frayberg geschlossen worden war, führte der Ärztemangel zu einer Überlastung der notärztlichen Versorgung und der Mangel an Polizisten zu einer provisorischen Ausweitung des Zuständigkeitsbereiches der Polizei Willemsburg. Da die Polizeikräfte aus der dreißig Kilometer entfernten Stadt Willemsburg anrückten, kam es zu deutlichen Verzögerungen bei der Sicherung von Unfallstellen und dem Eingreifen bei Gewaltdelikten, was sich wiederum erschwerend auf die gesamte Notfallversorgung auswirkte. Er hatte sich eine Zeit lang dafür eingesetzt, dass der Bereitschaftsdienst mit dem notärztlichen Rettungsdienst verknüpft wurde. Als niedergelassener Arzt war er ohnehin zu Bereitschaftsdiensten über Nacht und an den Wochenenden verpflichtet. Die Zusammenarbeit hätte die Notärzte entlastet, deren Einsätze mittlerweile zu vierzig Prozent typische Hausarzt-Fälle waren. Leider war eine Gesetzesänderung noch nicht in Sicht.

Nordström betrachtete den Jungen und seufzte, als ihm klar wurde, wie viel Verantwortung auf dem Kind lastete. »Okay. Wir machen es so: Ich rufe einen Krankenwagen, und wir fahren zu euch. Dann haben wir Rückendeckung.« *Dann bin ich schneller aus der Sache raus*, dachte er.

Der Junge nickte.

Er forderte einen Krankenwagen aus Willemsburg an, dann setzte er den Jungen mit einem Glas Leitungswasser an den Küchentisch. Saft oder Limo hatte er nicht. Während er sich anzog und seine Sachen zusammensuchte, dachte er darüber nach, welche Komplikationen bei einer Geburt auftreten konnten, mit denen eine erfahrene Hebamme nicht allein fertig wurde. Er kam auf eine Liste von mindestens zwanzig lebensbedrohlichen Geburtskomplikationen, von denen er zwanzig noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Er stöhnte und griff nach dem Notfallkoffer für Säuglinge und Kleinkinder. Bevor er das Haus verließ, lief er noch einmal zurück in seine Praxis und nahm ein Buch aus dem Regal. *Grundwissen Geburtshilfe*. Oh Gott, wie er dieses Thema hasste.

Den vierzehn Jahre alten Passat hatte er von seinem Großvater geerbt und, obwohl die Karre an allen Ecken und Enden rostete, konnte er sich nicht von ihr trennen. Der Wagen war so ziemlich das Einzige, was ihm von seiner Familie geblieben war, und er liebte das Auto und die nächtlichen Fahrten durch die schwarzen Hügelketten jenseits der beleuchteten Straße. Die flüchtigen Blicke auf den Nachthimmel zwischen den Baumwipfeln und die Einsamkeit gaben ihm das Gefühl, dass ihn im fahrenden Wagen nichts treffen konnte.

Er fuhr Auto, wenn er nachdenken musste. Er fuhr Auto, wenn er vergessen wollte. Autofahren befreite ihn. Der Wagen war ein heiliger Ort.

Leider blieb in dieser Nacht die heilsame Wirkung aus, denn ein zappeliger kleiner Junge hockte neben ihm und Nordströms Erinnerungsvermögen kämpfte mit Vorlesungen über Geburtshilfe, die mehr als ein Jahrzehnt zurücklagen. Zumindest hatte er sein Handy gefunden. Es lag auf der Mittelkonsole und zeigte drei entgangene Anrufe an. Zwei mit unbekannter Nummer und einen von Dr. Roth. *Aha, dachte er, da ist die Krankmeldung.*

Aber als er die Mailbox abhörte, war da nichts weiter als ein entferntes Atmen. Er wählte Roths Nummer und ließ es klingeln, bis der Anrufbeantworter ansprang und wählte noch einmal. Es war, wie der Junge gesagt hatte. Roth ging nicht ans Telefon.

Die Straße verengte sich. Zweige schlugen gegen die Windschutzscheibe oder strichen über die Autotüren. Hin und wieder holperten die Räder durch ein Schlagloch. Ein Schatten huschte auf die Straße und verharnte. Goldaugen blitzten sie an. Nordström bremste, und das Reh sprang erschrocken ins Dickicht zurück.

Er lenkte den Wagen mit einer Hand durch die Kurven und beschleunigte auf gerader Strecke. Das Fernlicht trieb die Nacht bis zur nächsten Kurve vor sich her und zeichnete die Bäume und Sträucher am Wegesrand überdeutlich ab. Der Junge saß schweigend auf dem Beifahrersitz. Nordström bemerkte, dass er sich das Foto ansah, das an der Ecke des Rückspiegels klebte. Er spielte mit dem Gedanken, ihm zu erzählen, wer die blonde Frau auf dem Foto war, aber er ließ es bleiben. Er wusste nicht, wo er hätte anfangen sollen. Als der Junge bemerkte, dass Nordström ihn beobachtete, drehte er sich zum Seitenfenster. Nordström hörte, wie er den Mund öffnete, Luft holte und wieder schloss.

Sie überquerten eine kleine Brücke über einem Bach, der in diesem Sommer nicht viel Wasser führte. Einzelne, schwarze Rinnsale schlängelten sich zwischen bemoosten Steinbrocken hindurch.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte Nordström, weil er dachte, etwas sagen zu müssen, um es dem Jungen bequemer zu machen. Verstohlen betrachtete er das Kind aus dem Augenwinkel. Ein hübscher, kleiner Kerl, wache Augen, die im Moment etwas ängstlich blickten, dunkles Haar, schneeweißer Teint. Ihm wurde bewusst, dass er in diesem Moment die Verantwortung für den Jungen trug. Er war derjenige, der ihn heil nach Hause bringen musste. Verdammte. Wussten sie es denn nicht? Wussten sie denn nicht, dass man ihm nichts anvertrauen konnte und schon gar nicht etwas so Wertvolles wie das Leben eines Kindes? Er trat auf die Bremse und verringerte die Geschwindigkeit. *Bloß keinen Unfall bauen.* Der Junge sah ihn an. Nordström zuckte die Schultern. »Nur fünfzig erlaubt.«

Der Junge blinzelte, holte Luft, um etwas zu sagen, verkniff es sich aber. Er war gewohnt, sich auf das Urteil von Erwachsenen verlassen zu können.

*Was für ein Fehler, dachte Nordström, einem Mann zu vertrauen, dem alles verloren geht.*

Der Weg stieg jetzt in einer Abfolge sanfter Kurven den Hügel hinauf. Bald würden sie den höchsten Punkt erreicht haben. Feuchtigkeit legte sich auf die Windschutzscheibe, und Nordström ließ die Scheibenwischer darüber gleiten. Der Motor dröhnte, Schotter prasselte gegen den Unterboden, sie schwiegen.

Hinter der nächsten Hügelkuppe war plötzlich irgendetwas auf der Straße. Nordström bemerkte es erst, als er nur noch wenige Meter entfernt war und trat mit Wucht auf die Bremse. Seine Bob Dylan CD hagelte vor ihm gegen die Windschutzscheibe, er selbst rammte mit der Brust das Lenkrad, weil er nicht angeschnallt war. Der Junge flog in den Sicherheitsgurt, wobei ihm hörbar die Zähne aufeinander schlugen. Als die Fliehkräfte ihre Wirkung verloren hatten, landeten sie wieder auf den Sitzen.

*Ich hab's doch gehnt, dachte Nordström und war froh, dass er sich davon abhalten konnte, es laut zu sagen. Der Junge musterte ihn erschrocken. »Was ist los?«*

Weil Nordström nicht antwortete, suchte er selbst nach dem Grund für die Vollbremsung und entdeckte das Tier, das vor ihnen im Scheinwerferlicht kauerte. Als es den Kopf drehte, entpuppte es sich als Hund. Seine Augen leuchteten rot im Scheinwerferlicht.

»Was macht der denn da?«, fragte er. »Beinahe hätten Sie ihn überfahren.«

Nordström rieb sich die Brust. »Siehst du jemanden, zu dem er gehört?« Er beugte sich vor und sah sich um.

Der Junge sagte: »Ich glaube, es ist ein Wolfshund.«

»Ja, kann sein. Aber wo ist sein Herrchen?« Nordström hupte. »Er muss von der Straße.«

»Warum läuft er nicht weg?«, fragte der Junge, den der Anblick des Tieres offensichtlich erschreckte. Nordström musste gestehen, dass das Tier tatsächlich unheimlich war. Sein Fell war so schmutzig, als hätte es wochenlang im Wald gelebt, und an seinem Schwanz hatte sich dorniges Gestrüpp verfangen. Schaumiger Speichel lief ihm aus dem Maul. Vielleicht war es krank.

»Er hat sich verlaufen«, sagte der Junge.

»Für mich sieht er krank aus.« Nordström ließ den Wagen ein Stück vorfahren. Das Tier blieb reglos. »Schreckhaft ist er jedenfalls nicht.« Er drückte nochmal auf die Hupe. Ein paar Vögel schreckten auf und stoben in den Himmel. Der Hund blieb wo er war. Nordström versuchte einzuschätzen, ob er links oder rechts an ihm vorbeifahren konnte, aber die Straße war zu schmal und die Gräben daneben zu tief.

»Dann muss ich eben aussteigen.« Er griff nach dem Türhebel.

»Und wenn er Sie beißt?«, fragte der Junge. Auf seinen Armen hatte sich eine Gänsehaut gebildet.

»Das wird er schon nicht.« Nordström fiel auf, dass er den Namen des Jungen gar nicht wusste. »Wie heißt du eigentlich?«

»Leonard LeGrand«, flüsterte der Junge.

»Also gut, Leonard.« Nordström zog die Handbremse. Er überlegte, ob er den Motor ausschalten sollte, entschied sich aber dagegen. »Ich werde jetzt aussteigen und versuchen, den Hund von der Straße zu bekommen. Du bleibst hier sitzen und rührst dich nicht, verstanden?«

»Ja.«

»Und lass die Türen geschlossen.«

»Ja.« Der Blick des Jungen wanderte nach draußen in die Dunkelheit. Im Zwielflicht der Dämmerung sah es aus, als würden die Schatten des Waldes von allen Seiten auf sie zukriechen. Hin und wieder flatterte etwas durch das Licht der Scheinwerfer. »Ich habe Angst«, flüsterte er.

»Musst du nicht. Bleib einfach im Wagen.«

Leonards Miene war eine Mischung aus Angst und Trotz. »Na gut. Gehen Sie.«

Nordström drückte die Fahrertür auf. Er stieg aus dem Wagen und blieb neben der offenen Wagentür stehen. Er sah sich um. Rechts bildeten Birken, Sträucher und totes Geäst einen dichten Urwald, links wucherten Brennnesseln und irgendein stacheliges Zeug. Die Scheinwerfer rissen eine helle Schneise in die Schatten. Eine Motte kreiste im Licht. Er knallte die Tür zu.

Der Hund hockte auf der Straße und sah ihn an. Nordström hatte nicht viel Ahnung von Hunden, da das Tier aber weder knurrte, noch das Fell sträubte, sah er keinen Grund, sich vor ihm zu fürchten. Letztendlich war es nur ein Hund.

»He«, sagte er. »Wo kommst du denn her?« Er machte einen Schritt auf ihn zu.

Der Hund sah ihn an.

»Wo ist dein Herrchen?« Nordström machte einen weiteren Schritt.

Der Hund sah ihn an.

Nordström streckte die Hand aus. »Komm, mein Großer. Wir gehen ein Stück in den Wald. Hier auf der Straße ist es zu gefährlich für dich.«

Der Hund begann zu knurren. Eine Unmenge weißer Schaum lief ihm aus dem Maul.

Nordström blieb stehen. »Scheiße.« Ihm brach der Schweiß aus. »Hey, hey, kein Grund zur Aufregung.«

Etwas knackte im Gebüsch und er drehte dem Hund den Rücken zu. Die dünnen Birken schienen nähergerückt zu sein und standen wie Schaulustige um ihn herum. Weiter hinten knarrten die Äste einer Eiche. Dahinter Finsternis. Er wischte sich den Schweiß aus den Augen. *Scheiße*, dachte er. *Was soll der Junge nur denken. Ich stehe hier und mache mir vor Angst in die Hose.* Im selben Moment erklang unmittelbar hinter ihm ein kehliges Knurren. Er wirbelte herum. Der Wolfshund hatte sich an ihn herangeschlichen und starrte ihn aus blutunterlaufenen Augen an. Aus der Nähe war sein Schädel riesig. Er begann wild und haltlos zu bellen und spannte sich zum Sprung. Nordström verfluchte sich für den idiotischen Fehler, ihn aus den Augen gelassen zu haben.

»Hau ab! Verschwinde!«, brüllte er und wich zurück. Der Hund duckte sich und sträubte das Fell. »Hau ab!«, brüllte Nordström noch einmal. Er hoffte, dass er das Tier einschüchtern konnte, so wie sich die Hofhunde einschüchtern ließen, wenn er sie anbrüllte. Natürlich gab es Ausnahmen. Das Exemplar vor ihm war so eine Ausnahme.

Der Hund stürzte nach vorn und sprang ihm vor die Brust. Die Wucht des Stoßes fegte Nordström zu Boden, zum Schutz riss er die Arme nach vorn. Der Wolfshund biss um sich. Seine Zähne erwischten Nordströms Ärmel. Mit dem Stoff zwischen den Zähnen warf der Hund den Kopf hin und her. Angst schoss durch Nordströms Brust. Der Hund packte nach und seine Zähne streiften Nordströms Arm. Die Berührung weckte Nordströms Überlebensinstinkt.

Er holte aus und schlug dem Tier mit der Faust auf die Schnauze, die ihm so breit und gefräßig vorkam, wie ein Reißwolf. Nochmal und nochmal schlug er zu. Mit einem Schmatzen öffnete der Hund das Maul und ließ ihn los. Nordström konnte ein Bein an die Brust ziehen und den Hund von sich stoßen, der daraufhin schnaubend auf dem Asphalt landete. Nordström verlor keine Zeit, sprang auf und rannte zum Wagen zurück.

Leonards Augen glitzerten groß und rund hinter der Windschutzscheibe. Weinte er? Sein Mund formte lautlose Worte. Nordström beobachtete, wie er sich abschnallte und sich auf den Beifahrersitz kniete. Er klopfte gegen die Scheibe und zeigte auf etwas, das sich hinter Nordström befand. Er wirbelte herum. Der Hund war wieder auf den Beinen und unmittelbar hinter ihm. Seine Schnauze war geschwollen und blutete. Er sprang an Nordström hoch und schnappte nach seinem Hals. Nordström warf den Oberkörper zurück. Der Hund schnappte ins Leere, doch Nordström geriet ins Wanken. Er stolperte und fiel ein weiteres Mal. Er hörte wie der Junge im Wagen ein paar schrille Angstschreie von sich gab.

Instinktiv schützte Nordström seinen Kopf mit den Armen, und der Hund erwischte ihn am Unterarm. Die spitzen Zähne schlugen durch das Hemd in sein Fleisch. Nordström schrie. Einen Augenblick lang lähmten ihn Schmerz und Schock. Blut tropfte aus seinem Ärmel. Der Hund schnappte fester zu und zerrte an seinem Arm, als wolle er ihn abreißen. Nordströms eigenes Blut tropfte ihm ins Gesicht. Wieder versuchte er, ein Bein unter den Körper des Tieres zu stemmen, doch der Hund wich ihm aus. Mit der freien Hand schlug Nordström auf ihn ein, blind. Er schlug auf alles, was er erwischen konnte und traf ein Auge. Das zeigte Wirkung. Die Kiefer des Hundes lockerten sich. Nordström zielte mit den Fingerknöcheln auf das andere Auge und schlug zu, bis der Hund ihn losließ. Nordström kam auf die Beine und erkannte, dass dies seine Chance sein würde, dem Hund zu entkommen, denn dieser schüttelte sich unter Schmerzen und vergrub die Schnauze unter einer Pfote.

Nie würde er den Moment vergessen. Wie er ausholte und dem Hund unter die Kehle trat, während er die Schreie des Jungen aus dem Wagen hörte. Er sah, wie das Tier auf die Seite kippte und trat ihm gegen den Kopf. Der Hund hechelte stockend, zuckte und blieb liegen.

Nordström wich von ihm zurück. Seine Arme, seine Beine und sein Unterkiefer zitterten. Er hatte nie zuvor auf Leben und Tod mit einem Lebewesen gekämpft, nie zuvor hatte er mit Gewalt etwas so Großes getötet. Er schluckte hart und sah sich zum Wagen um. Leonard starrte ihn an. Auf seinen Wangen glitzerten Tränen. Kühle Morgenluft wehte heran und nahm den Geruch von Blut und Schweiß mit sich. Aus den Bäumen stieg krächzend ein Schwarm Krähen auf. Es war vorbei. Und er gehörte das erste Mal seit Langem dem Lager der Gewinner an.

Nordström öffnete die Tür und ließ sich auf den Fahrersitz fallen. Nachdem er die Tür verschlossen und verriegelt hatte, blickte er schweigend auf die Straße. Der Junge verbarg sein Gesicht in den Händen und weinte.

»Du musst keine Angst mehr haben«, sagte Nordström. Sein rechter Arm lag blutend in seinem Schoß. Er löste die Handbremse mit der linken Hand.

Der Junge nahm die Hände vom Gesicht und sah sich um. »Ist er tot?«

Nordström blickte durch das Seitenfenster hinaus. »Ich hoffe es.«

Leonard schluchzte und presste die Hände wieder vor die Augen.

Nordström legte den Gang ein und gab Gas. Als er auf die Straße blickte, traute er seinen Augen nicht. Der Hund lauerte mit gekrümmten Rücken und aufgestelltem Fell ein paar Meter entfernt auf der Straße. »Oh Gott«, keuchte er und drückte das Gaspedal herunter. Das Fahrzeug setzte sich mit einem Satz in Bewegung

Der Junge blickte auf. Seine Zähne begannen zu klappern.

Obwohl Nordström geradewegs auf den Hund zuschoss, wich dieser keinen Schritt zurück.

»Wollen Sie ihn überfahren?« Der Junge war bleich vor Angst.

»Kein Ahnung, aber wenn es sein muss, werde ich das!« Nordström hielt das Lenkrad mit der Linken umklammert, die Muskeln an seinem Kiefer verkrampften sich. Der Junge packte den Gurt und schloss die Augen.

Nordström blickte starr geradeaus. *Fahr weiter*, befahl er sich, *fahr weiter!* Er rammte den Hund aus voller Fahrt. Die Wucht des Aufpralls schleuderte das schwere Tier mit lautem Knall gegen die Motorhaube. Es folgte ein entsetzliches, langgezogenes Schleifgeräusch. Nach endlosen Metern wirbelte der Körper des Hundes an den Wegesrand.

»Mein Gott«, stöhnte Nordström. Leonard öffnete die Augen. Sein Kinn zitterte. Nordström rang nach Atem und wagte einen Blick in den Rückspiegel. Ein schwarzes Bündel am Wegesrand, das sich schnell entfernte, Bäume, Sträucher, grauer Asphalt. Aus der Entfernung hatte die Szene bereits an Grauen verloren.

Leonard trug den starren Ausdruck von Entsetzen im Gesicht. Seine Haut hatte rote Flecken. Nordström fragte sich, ob das Kind einen Schock erlitten hatte. »Alles in Ordnung?«

»Ja.«

»Ich glaube, er hatte die Tollwut.« Er wischte sich mit den Handflächen über das Gesicht und starrte in seine blutigen Hände. Leonard riss die Augen auf. »Ist das Blut?« Panik, Schrecken.

Nordström versuchte ihn zu beruhigen. »Hey, alles ist gut. Das wird wieder.«

Der Junge wischte sich die Tränen von den Wangen und nickte mit vorgerecktem Kinn. Nordström rang sich ein Lächeln ab, während ihm der Schmerz in seinem Arm Stromstöße bis hinauf in die Schulter schickte. Langsam, fast widerstrebend senkte er den Kopf, um seinen Unterarm zu betrachten. Unterhalb des Ellenbogens fehlte der Stoff des Hemdes. Er blickte auf eine tiefe, klaffende Wunde. Hätte der Junge nicht neben ihm gesessen, hätte er sich die Seele aus dem Leib geflücht.

Sobald das erste Morgenlicht die Hügel erhellte, wirkte der Wald weniger bedrohlich. Dennoch ließ jede Bewegung im Dickicht Nordströms Herz stolpern. Die Tankanzeige fiel gewaltig und er ahnte, dass der Aufprall den Unterboden des Wagens beschädigt hatte. Im Wagen verbreitete sich der Geruch von Benzin und getrocknetem Blut, doch er traute sich nicht, das Fenster zu öffnen. An der Art wie Leonards Blick hin und her zuckte, erkannte er, dass auch der Junge immer noch Angst hatte.

Er fror, war erschöpft und hatte Schmerzen, dennoch versuchte er konzentriert zu bleiben. Auf der unebenen Straße bockte der Wagen. Die Erschütterung trieb den Schmerz in seinem Arm bis in die Schulter. Die Anstrengung, die es ihn kostete sich zusammenzureißen, trieb ihm kalten Schweiß auf die Stirn. »Schnall dich an«, sagte er zu Leonard und lenkte den Wagen in engen Bögen um die Schlaglöcher herum.

Leonard zeigte mit dem Finger aus dem Seitenfenster. »Da! Sehen Sie.«

Nordström beugte sich vor, um an ihm vorbeizusehen. »Was zum Teufel . . . ?«

Wenige Meter vom Wagen entfernt sprangen zwei große Schatten zwischen dem Bäumen hervor. In der Peripherie des Scheinwerferlichts blitzten ihre Augen auf.

»Das kann doch nicht wahr sein. Waren das noch zwei?« Nordström fiel die Kinnlade herunter. Er beschleunigte. Nur weg hier. Der Junge steckte den Kopf zwischen den Sitzen hindurch, um aus der Heckscheibe sehen zu können. »Das ist Roger!«

»Roger?«

»Der Hund unseres Nachbarn. Er ist vor ein paar Tagen weggelaufen.« Er drehte sich zu Nordström herum. »Wir müssen anhalten.«

»Red keinen Unsinn.«

»Aber Roger ist mein Freund.«

»Hast du vergessen, was eben passiert ist?«

»Bitte, wir können ihn nicht hierlassen . . .«

Nordström wusste nicht, was oder wer da im Dickicht lauerte, und er verspürte nicht den geringsten Wunsch, es herauszufinden. »Keine Diskussion. Wir fahren weiter.«

Die nächsten Kilometer fuhren sie schweigend. Nordström machte sich Sorgen wegen des Benzins. Er hoffte, dass der austretende Treibstoff keine Kettenreaktion hervorrufen würde. Die Dämpfe könnten sich entzünden – ein Funke genügte – und sie würden explodieren. Ein lächerlicher Gedanke, aber zugegebenermaßen beunruhigend. Die wirklichkeitsnahe Variante, wegen fehlenden Treibstoffs liegenzubleiben, blendete er aus. Hier ging es nur um sein persönliches Trauma von der Willkür des Todes, Verlust und Schuld. Mit der Realität hatte das wenig zu tun.

Über dem Horizont breitete sich ein goldener Streifen Sonnenlicht aus. Nirgends war etwas Ungewöhnliches zu sehen. Es war, als hätten die ersten Sonnenstrahlen des hereinbrechenden Tages den nächtlichen Schrecken mit einem Schlag weggewischt.

Nachdem sie angekommen waren, schickte er Leonard ins Haus. Er selbst blieb noch einen Moment im Wagen sitzen, um sich zu sammeln und Adrenalin abzubauen. Doch solange sein Arm so schmerzte, war der Versuch sich zu beruhigen sinnlos.

Er holte Luft und entfernte ein paar Stofffetzen, die in der Wunde klebten. Jeder einzelne Fetzen war eine Qual. Als der Schmerz wieder Raum für andere Gedanken ließ, dachte er an die Tollwut. Kurz flackerte Angst auf, aber dann rief er sich in Erinnerung, dass er sich letzten Herbst eine Tollwutimpfung verpasst hatte. Wegen der Hofhunde. Er stieg aus und warf einen Blick auf seinen Wagen. Die Motorhaube war eingedrückt. Flüssigkeit tropfte unter dem Fahrzeug auf den Boden. Der Anblick traf ihn wie ein Schlag.

Es war wie eine Heimsuchung. Bilder aus der Vergangenheit, Schuld und Trauer. Er musste seine ganze Kraft aufbringen, um sie abzuschütteln. Er legte sich auf den Bauch und blickte unter den Wagen. Die Benzinleitung war beschädigt. »Der verdammte Köter«, murmelte er, doch seine Erleichterung war größer als die Wut. Es war die Benzinleitung. Tatsächlich nur die Benzinleitung.

Er betrat das Haus durch die offene Haustür. Eine Treppe führte in den ersten Stock. Von oben drangen gedämpfte Schreie herunter. Er stieg die Treppe hinauf. Auf halbem Weg kam ihm eine kleine, dunkelhaarige Frau entgegen. »Leonard hat gesagt, dass Sie da sind. Ich wollte gerade nach Ihnen sehen.« Sie musterte seine abgerissene Gestalt. »Sie sind doch der Arzt, oder?«

In wenigen Worten berichtete er der Hebamme, was passiert war. Sie hörte zu, stellte aber keine Fragen. Er verstummte, als ihr Blick zum oberen Stockwerk wanderte. »Okay«, sagte er. »Was kann ich tun?«

Sie zeigte ihm, wo er sich waschen, verbinden und umziehen konnte. Das Schlafzimmer fand er von allein, er brauchte nur den Schreien zu folgen.

Das Adrenalin half ihm, seine Arbeit zu tun. Sobald er begann, alltägliche Dinge zu verrichten, wurde auch der Schmerz erträglich. Eine Stunde, nachdem er das Haus betreten hatte, reichte die Hebamme Nordström den kleinen Jungen. Er war winzig. Aus dunklen, runden Augen sah er ihn an und versetzte ihn in einen Zustand zwischen Rührung und Bestürzung.

Nordström musste den Gesundheitszustand des Neugeborenen nach einem Punktesystem bewerten, das auf fünf Merkmalen basiert: Herzfrequenz und Atem, Reflexe und Muskelspannung und die Hautfärbung. Doch das Baby löste etwas in ihm aus. Ein Gefühl, das er lange verdrängt hatte. Als es vor ihm auf dem Wickeltisch lag, ertappte er sich dabei, wie er es gedankenverloren anstarrte. Dann begann die quälende Was-wäre-wenn-Schlacht in seinem Innern. Der Verlust, die Sehnsucht, der Schmerz. Die Gefühle flogen von allen Seiten herbei, rissen und zerrten an ihm und verschwanden wieder. Zurück blieb Leere.

Der Junge gab ein leises Wimmern von sich und Nordström erschrak darüber, dass er das Kind nackt und ungeschützt auf dem Wickeltisch hatte liegen lassen. Schnellstmöglich tat er seine Arbeit. Das Baby erreichte in allen Kategorien die volle Punktzahl und er legte es der Mutter in den Arm. Sie war besorgt. »Geht es Leonard gut?«

»Ja. Ihm ist nichts passiert.«

»Tut mir leid, dass Sie meinetwegen so viel Ärger hatten.«

»Kein Problem. Berufsrisiko.« Nordström rang sich ein schiefes Grinsen ab.

Der Lärm eines Martinshorns näherte sich und verharnte vor dem Haus. Die Hebamme warf Nordström einen fragenden Blick zu.

»Ich dachte, Sie wollten einen Krankenwagen«, sagte er.

»Aber Sie sind doch gekommen.«

»Ich wusste ja nicht, wie ernst die Komplikationen . . .«

Sie schüttelte den Kopf und murmelte: »Männer.«

Nordström schickte die Besatzung des Rettungswagens zurück nach Willemsburg. Als er danach am Wohnzimmer vorbeiging, entdeckte er Leonard auf dem Boden vor dem Sofa. Er hatte die Knie vor die Brust gezogen, seine Arme umschlangen die Beine. Nordström sah, wie er sich mit raschen Bewegungen über die Wangen wischte.

»Alles okay?«, fragte Nordström und trat näher.

»Sie schreit nicht mehr.«

»Nein, es ist vorbei. Das Baby ist da.« Nordström setzte sich neben ihn und dachte darüber nach, was er sagen sollte. Er war ein Mann. Reden gehörte nicht zu seinen Talenten.

Leonard legte den Kopf auf die Knie. »Wie geht es meiner Mutter?«

»Gut.«

»Und dem Baby?«

»Auch gut. Du hast jetzt einen Bruder.«

»Nein, zwei. Und noch zwei Schwestern.«

»Wow.« Nordström räusperte sich. »Dann weißt du ja, wie es abläuft. Ich meine, mit den Babys und was danach so kommt.«

»Ja, klar.«

Leonard drehte sein Gesicht zur anderen Seite und blickte zum Fenster hoch. »Was machen Sie jetzt wegen den Hunden?«

»Ich weiß nicht so genau. Auf jeden Fall müssen sie eingefangen werden.«

»Ich hatte Angst.«

»Ich auch.«

Der Junge blickte ihn kurz an, so dass Nordström die Müdigkeit in seinen Augen erkennen konnte. »Meinen Sie, Roger ist jetzt auch bissig?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen nicht gerade viel.« Leonard erhob sich. »Haben Sie Hunger?« Er musterte Nordströms Gesicht und lachte. »Sie brauchen wohl eher einen Kaffee.«

Leonard schien es gewohnt zu sein, im Haushalt zu helfen. Nordström hörte ihn eine Weile in der Küche herumklimpern, dann brachte er Kaffee und Kekse. Nordström setzte sich mit seiner Tasse an den Tisch im Wohnzimmer. Auf dem Boden lag verlassenes Kinderspielzeug. »Wo sind deine Geschwister?« Er trank einen Schluck und verbrannte sich den Mund. »Autsch.«

Leonard setzte sich ihm gegenüber. Seine Beine wippten unter dem Tisch. »Bei der Nachbarin.«

»Bist du der Älteste?«

»Ja. Ich bin elf.«

»Vier Geschwister . . . Ich habe einen einzigen Bruder und der reicht mir voll und ganz.« Er wechselte das Thema. »Wann hat euer Vater euch verlassen?«

»Vor ein paar Wochen. Er ist einfach verschwunden, hat nur einen Zettel hinterlassen, dass er nicht wiederkommt.« Er ließ den Kopf hängen und Nordström klopfte ihm kumpelhaft auf die Schulter.

»Ihr bekommt das schon hin.« Sehr John-Wayne-mäßig, aber schließlich war das ja ein Gespräch unter Männern.

»Ja.« Leonard sprang auf. »Ich geh jetzt zu Mama. Bleiben Sie noch?«

Nordström schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn was ist, ruf an. Und sag deinen Geschwistern, sie sollen nicht im Wald spielen. Verstanden?« Als Leonard nicht antwortete, hakte er nach. »Ich fragte, ob du das verstanden hast.«

Leonard nickte, lief in den Flur und sprang die Treppe hinauf.

Mit dem Handy am Ohr verließ Nordström das Haus. Vor der Tür blendete ihn die Morgensonne. Der Himmel war jetzt hellblau, bis auf ein paar kleine, weiße Kumuluswolken, die am Horizont verweilten. Der Wald begann ein paar hundert Meter weiter und zog sich die Hänge der Hügel hinauf. Er ahnte, dass er sich in Zukunft in Wäldern und in der Gegenwart von Hunden beschissen fühlen würde.

Während er darauf wartete, dass jemand seinen Anruf entgegennahm, ließ ihn die Müdigkeit frösteln. Nach dem zehnten Klingeln fragte er sich, ob es für einen Anruf noch zu früh war, aber dann meldete sich Shooters vertraute Stimme. »Guten Morgen, Mark. Ich hoffe, es ist wichtig. Es ist sieben Uhr morgens, und ich hatte noch keinen Kaffee.«

»Ich weiß, dass Du schon lange wach bist, also tu nicht so.«

»Ja, okay. Was gibt es? Habe dich ziemlich früh wegfahren sehen. Ein Notfall?« Nachdem Shooter seinen scherzhaften Ton abgelegt hatte, klang er so freundlich, ruhig und geduldig wie immer. Die Stimme eines zufriedenen, wohlgesonnenen Menschen. Der sympathische Akzent verstärkte den Eindruck, und Nordström fragte sich, wie er selbst wohl am Telefon klang.

»Hausgeburt.«

»Du machst keine Hausgeburten.«

»Heute schon.«

»Wow. Hat alles geklappt? Mutter und Kind gesund?«

»Ja. Also . . .«

»Sag ihnen alles Gute von mir.«

»Ja. Jetzt hör mir doch endlich mal zu.«

»Okay, was ist denn?«

»Ich bin in Julianadorf und brauche deine Hilfe . . .«

»Hat deine alte Karre endlich den Geist weggegeben?«

»Es heißt *aufgegeben*. Nein, lass mich doch mal ausreden . . .«

»Verzeihung. Also, was ist?«

Nordström stöhnte. »Große Güte, Gordon. Ich hatte eine Art Unfall.«

»Unfall?« Shooters Stimme blieb ruhig, wurde aber mit einem Schlag sehr ernst. »Mit dem Wagen? Bist du okay?«

»Es war kein Autounfall. Ich hatte im Wald ein Problem mit einem streunenden Hund. Ich glaube, er hatte die Tollwut.«

»Hatte?«

»Ich musste ihn überfahren. Es war eine Verkettung von Umständen.« Er merkte, dass er sich dafür schämte, ein Lebewesen getötet zu haben.

»Welche Umstände?« Die Ruhe in Shooters Stimme löste sich auf. Andeutungen in Zusammenhang mit einem Unfall kamen nie gut an.

»Es gab einen kleinen Kampf.«

»Haha.«

»Kein Witz.«

Stille.

»Mein Wagen hat was abgekriegt. Kannst du mich in Julianadorf abholen?«

Shooter murmelte etwas, das er nicht verstehen konnte.

»Wie bitte?«

»Ich hab mit Pam gesprochen. Sie will wissen, ob du okay bist. Und ich auch.«

»Nun ja, der Hund hat mich gebissen.«

Sein Freund holte Luft, um etwas zu erwidern, doch Nordström kam ihm zuvor. »Geht schon.«

Shooter schwieg. Nordström hörte ihn atmen. »Also Gordon, bis gleich.« Dann legte er auf.

»Scheiße.« Er umrundete seinen Wagen. Die Reparatur würde teuer werden. Sein Arm pochte, und er musste ihn an die Brust pressen, damit die Wunde nicht bei jeder Erschütterung stechenden Schmerz aussandte. Er lehnte sich gegen die zerschrammte Motorhaube, die trotz der frühen Stunde schon von der Sonne aufgeheizt war. Er dachte daran, dass er wegen der Verletzung am Abend nicht wie geplant zum Fußballspielen gehen konnte. Im Geiste ging er die Pflichten durch, die er sich für die nächsten Tage vorgenommen hatte, sah aber keine Probleme. Nur das Rasenmähen musste warten.

Die Wärme tat ihre Wirkung, und er verspürte den Drang, sich hinzulegen. Er öffnete die hintere Wagentür und legte sich quer über die Rücksitze, um ein wenig zu dösen.

Er erwachte, weil er das Gefühl hatte, beobachtet zu werden. Er schirmte die Augen mit der Hand ab und sah sich um. Nichts. Die Sonne stach durch das Seitenfenster, im Wagen war es stickig. Er stieg aus, um sich aus dem Kofferraum eine Flasche Wasser zu holen, doch ein Geräusch ließ ihn herumfahren.

»Hey, Doc. Du siehst beschissen aus.« Gordon Shooter stand hinter ihm.

Nordström lächelte. »War auch 'ne harte Nacht.«

»Scheint so.« Shooter betrachtete Nordströms Arm. »Soll ich dich ins Krankenhaus fahren?«

»Nein, danke. Ich hasse Ärzte.«

Um Shooters Augen bildeten sich jede Menge Lachfalten. »Ich weiß.«

Nordström war auf das Land geflüchtet, weil er die Arbeit im Krankenhaus nicht mehr ertragen konnte. Er war dort definitiv fehl am Platz gewesen. Zu defensiv, zu wenig Ehrgeiz, zu wenig Spezialwissen. Ihm war klar, dass er von seinen früheren Kollegen als Feld-, Wald- und Wiesendoktor belächelt wurde, als jemand, der sich mit Banalitäten herumschlug und ahnungslos seine Arbeit tat.

Shooter betrachtete über Nordströms Schulter hinweg den Wagen. »Und das hat ein Koter angerichtet?«

»Köter. Mit ö«, sagte Nordström. »Unglaublich, oder?« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Komm, lass uns fahren. Ich glaube nämlich, dass noch mehr Hunde im Wald sind und wir sollten das überprüfen.«

»Noch mehr tollwütige Hunde?«

»Ja. Wir, also der Junge, der mich geholt hat und ich, haben heute Nacht insgesamt drei Hunde im Wald gesehen. Den, der mich gebissen hat und zwei andere, die neben der Straße zwischen den Bäumen herumliefen.«

»Da war ein Junge bei dir?«

»Er ist okay.«

Shooters Blick hing düster auf Nordströms Gesicht. »Und du willst nach den Hunden suchen? Jetzt?«

»Ja, natürlich. Wir müssen sofort nachsehen, bevor noch mehr passiert.« Er zuckte die Schultern und verzog das Gesicht, weil die Bewegung Schmerzen in seinem Arm auslöste. »Zumindest müssen wir den toten Hund beseitigen.«

Shooters Blick wanderte zu Nordströms Unterarm. »Wir sollten lieber jemanden rufen, der sich damit auskennt.«

Nordström seufzte. »Wir können zwei Dinge tun: Wir können die Polizei oder den Förster rufen und mindestens zwei Stunden hier herumstehen oder wir gehen in den Wald und regeln das selbst.«

»Nummer zwei bitte.«

»Na also.«

Auf dem Weg zu Shooters Pick-up schilderte Nordström die Ereignisse. Normalerweise hatte er keine Schwierigkeiten, seinem Freund alles zu erzählen, doch an diesem Morgen suchte er lange nach den richtigen Worten. Es gelang ihm kaum, die Abfolge der Ereignisse zu rekonstruieren. Shooter hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, doch zum Schluss musste Nordström zugeben, dass seine Erinnerung überaus lückenhaft war.

In Shooters Augen und Stimme lag ernsthafter Zweifel: »Komm schon, du nimmst mich auf den Arm. Du übertreibst, weil dich irgend so ein herrenloser Klaffer durch den Wald gejagt hat.«

»Klaffer. Das ist kein Scherz, Gordon«, sagte er. »Der Hund hätte mich beinahe umgebracht.«

Shooter musterte ihn nachdenklich. »Jesus. Wenn ich nicht wüsste, dass du halbwegs zurechnungsfähig bist, würde ich dir kein Wort glauben.« Er deutete auf Nordströms Arm. »Kann ich das mal sehen? Ich meine die Bissspuren.«

Nordström wickelte den Verband ab und hielt Shooter seinen Unterarm hin. »Jesus Christ. Das sieht übel aus.« Er legte Nordström die Hand auf den Rücken. »Solltest du dich nicht ausruhen oder so was?«

Nordström boxte ihm auf die Schulter. »Lass das, Mutti. Ich komme schon klar.«

»Ich mache mir doch nur Sorgen um deine Gesundheit.«

Nordström simulierte Kotzgeräusche.

Shooter lachte, zog aber vorsichtshalber den Kopf ein. »Sag mal, Diego war doch nicht dabei, oder?« Diego war Shooters großer, goldener Mischlingshund, der seit einer Woche spurlos verschwunden war.

»Nein. Ich hätte ihn erkannt.«

»Hmm. Okay.« Shooter zückte den Autoschlüssel und entriegelte die Tür. »Steig ein. Wir sind zwei mutige Männer, die tun, was sie tun müssen, also sollten wir keine Zeit verschwenden.«

Nordström kletterte auf den Beifahrersitz. Der Pick-up war so hoch, dass er auf das Trittbrett steigen musste. Shooter blickte zum Wald hinüber. Seine Stimme war ernst, als er weitersprach. »Ich hoffe, wir sind tatsächlich mutig und nicht nur dumm.«

Sowie sie in den Wald fuhren, stand Nordström unter Hochspannung. Shooter hingegen schien die Geschichte allmählich zu gefallen. Wahrscheinlich da er einen Sinn für die Jagd hatte. Jeden Herbst organisierte er die Gemeinschaftsjagden der Gemeinden Whispertal, Julianadorf und Frayberg.

»Auf dem Weg hierher ist mir nichts Ungewöhnliches aufgefallen«, sagte Shooter, dem Nordströms Unruhe nicht entgangen war. »Ich meine, außer den Bremsspuren deines Wagens natürlich.« Wieder grinste er. »Fast hättest du ihn in den Graben gelegt.«

»Gesetzt. Man sagt: In den Graben *gesetzt*.« Nordström knirschte mit den Zähnen und warf Shooter einen Seitenblick zu. Aber Shooter lächelte nur. Sein Kumpel war ein paar Jahre älter als er, ein dunkelhaariger Typ, der markante Züge besaß und durch sein umwerfendes Lächeln bestach. Er selbst war blond und hatte hellblaue Augen. Lange Zeit hatte er jünger ausgesehen als er war, doch die letzten anstrengenden fünf Jahre hatten sein Gesicht kantiger gemacht, härter. Nun war er auch äußerlich ein Mann, der auf die Vierzig zuing.

»Wo genau war es?«, fragte Shooter. Nordström deutete mit dem Kinn nach vorn. »Hinter der nächsten Kurve. Glaube ich.« Nordström dirigierte ihn an den Straßenrand. »Da hinten hockte er auf der Straße.« Er sah sich um. »Eigentlich müsste der Kadaver neben der Straße liegen.« Er stieg aus und inspizierte die Straße sowie die Straßengräben in beide Richtungen, fand aber nur rissigen Teer und Gestrüpp. Kein Blut, kein Fell, kein toter Hund. »Verdammt, er hat genau hier gelegen. Hast du vorhin wirklich nichts gesehen?«

Shooter schüttelte den Kopf. Er war an einer Stelle neben dem Graben stehengeblieben und starrte auf den Boden. »Aber hier sind deine Bremsspuren. Und Blut.«

Nordström erkannte die Stelle wieder. »Das ist meins. Dort hat er mich erwischt.«

Shooter zog beunruhigt die Augenbrauen zusammen. »Ich muss zugeben, bis gerade eben habe ich gedacht, du willst mich verarschen. Aber das hier sieht nach einem richtigen Kampf aus.« Er kniete sich hin und deutete auf ein paar Spuren im Dreck. »Da sind tatsächlich Spuren mehrerer Hunde.« Er blickte auf und hob die Augenbrauen »Ob die alle vom selben Besitzer stammen? Vielleicht hat er sie ausgesetzt.«

Nordström hatte darauf keine Antwort. Er überquerte die Straße und lief ein paar Schritte in den Wald hinein, bis Shooter ihn stoppte. »Mark! Warte.«

Widerstrebend drehte Nordström sich um.

Shooter war wieder beim Pick-up und griff auf die Ladefläche, um ein riesiges, schwarzes Gewehr mit Zielfernrohr hervorzuholen. Ein technisches Meisterwerk, verglichen mit den herkömmlichen Repetiergewehren. Mit der anderen Hand griff Shooter sich ein zweites, etwas kürzeres Gewehr mit doppeltem Lauf, 1a Militärqualität.

»Warum schleppst du die ganzen Knarren mit dir herum?«, fragte Nordström. »Bis zur nächsten Jagd sind es noch fast drei Monate.«

»Eine alte Angewohnheit.« Shooters Tonfall sagte ihm, dass er nicht darüber sprechen wollte. Ihm fiel auf, dass er über Shooters Vergangenheit in Großbritannien nicht viel wusste, außer, dass er dort gegen den Willen des Vaters das Priesterseminar besucht hatte.

»Du willst die Hunde erschießen?«

»Falls wir sie finden, ja. Was sollten wir sonst mit ihnen tun?«

»Keine Ahnung.« Darüber hatte er sich tatsächlich keine Gedanken gemacht.

»Na also.« Waffenbepackt kam sein Freund auf ihn zu. Ein britischer Pfarrer, der tief in seinem Herzen ein Cowboy war. Das hatte er mit seiner Bitte um Verstärkung nicht gemeint.

Shooter streckte ihm das kurze doppelläufige Gewehr entgegen. Er griff nach dem Lauf, mit rechts, obwohl das weh tat, doch Shooter zog die Waffe zurück. »Haben wir uns in letzter Zeit gestritten?«, fragte er.

»Nein, nicht über das übliche Maß hinaus.«

»Hast du einen Grund, sauer auf mich zu sein?«

»Nein.«

»Bist du scharf auf meine Frau?«

»Nein, Herrgottnochmal!« Nordström schüttelte verständnislos den Kopf.

»Gut, dann muss ich also keine Angst haben, dass du mich von hinten erschießt.«

»Meine Fresse, Gordon, du kostest mich den letzten Nerv.«

Shooter grinste. »Hier. Am besten hängst du es dir über die Schulter.« Er reichte ihm das Gewehr und lief in den Wald hinein.

Zwischen den dichten Bäumen und Büschen war die Luft angenehm kühl. Eine leichte Brise wehte von den Hügeln herab, deren grüne Hänge sich westwärts bis nach Willemsburg erstreckten. Nordströms Anspannung wuchs mit jedem Schritt. Er hatte das Gefühl, jederzeit könne sich etwas aus dem dichten Grün auf ihn stürzen. Sein schmerzender Arm gab ihm ein Gefühl von Verletzlichkeit, und das leiseste Knacken und Rascheln im Gebüsch ließ ihn herumfahren. Schweiß rann ihm in die Augenwinkel, zudem begannen ihn die Insekten zu quälen. Mücken und Fliegen umschwirrten seinen Kopf, ein ständiges Summen und Brummen. Als er stehenblieb, um sich das Gewehr über die Schulter zu hängen, blickte sich Shooter zu ihm um. »Geht's noch?«

»Ja.«

»Schmerzen?«

»Hm.« Als ihm das Gewehr von der Schulter rutschte, fluchte er. Shooter schüttelte den Kopf. »Pass auf damit. Ich habe schon Männer gesehen, die sich selbst erschossen haben, bei dem Versuch, das Gewehr auf dem Boden abzustellen.« Er zeigte auf eine Stelle an seiner Kehle. »Hier rein und oben am Schädel wieder raus.«

»Oh.« Nordström packte das Gewehr am Lauf, damit es nicht noch einmal abrutschte.

Shooter nickte zufrieden. »Ach ja, kommst du morgen früh in meinen Gottesdienst?«

»Du weißt, wie ich dazu stehe.«

Sein Freund zuckte die Schultern, und duckte sich unter einem Kiefernast. »Ich dachte, du hättest nach der letzten Nacht vielleicht deine Meinung verändert und ich könnte endlich deine verlorene Seele retten.«

»Das wirst du nicht schaffen. Und nebenbei bemerkt: Es heißt Meinung *geändert*, nicht verändert.«

»Ruhe!« Shooter entsicherte sein Gewehr.

»He! Das ist nicht witzig«, sagte Nordström, doch Shooter stoppte ihn, indem er den Finger an die Lippen legte. Sie blieben stehen. Nordström horchte in den Wald. Er versuchte, sich zu orientieren, aber die Landschaft bot keinerlei auffällige Landmarken oder Anhaltspunkte. Shooter zeigte auf sein Ohr und machte eine Handbewegung nach rechts, dann duckte er sich und schob sich zwischen den Büschen hindurch. Während Nordström ihm folgte, schaltete sein Puls einen Gang höher. Er versuchte, sich so vorsichtig wie möglich zu bewegen, aber im Vergleich zu Shooters eleganter Art, sich zwischen den Kiefern hindurchzuarbeiten, kam er sich vor wie ein Trampeltier. Tannennadeln kratzten ihm über Hals und Wangen, Äste brachen unter seinen Füßen.

Shooter blieb stehen und hob die Hand. Nordström verharrte wie angewurzelt und hielt den Atem an. Über ihnen knarrten die Kronen der hohen Bäume, sonst herrschte Stille. Sogar die Vögel waren verstummt.

»Was ist los?«, flüsterte Nordström.

»Ein Schatten.«

Wie aus dem Nichts jagte eine großes Tier auf sie zu. Nordström sah braunes Fell und weitaufgerissene schwarze Augen. Angst schoss ihm glühendheiß in die Adern. Er riss sich das Gewehr von der Schulter. Shooter wirbelte herum. Er hielt die Waffe im Anschlag. Einen Moment lang zeigte der Lauf auf Nordströms Brust, doch dann stieß Shooter ihn zur Seite, legte erneut an und drückte ab. Es knallte unglaublich laut. Nordström zuckte zusammen, seine Ohren piffen. Shooter spurtete an ihm vorbei, unter seinen schweren Stiefeln krachte das Unterholz, dann war er verschwunden.

»Gordon?« Um Nordström herum breitete sich der stechende Geruch von verbranntem Schießpulver aus. »Gordon!«

Keine Antwort. Alarmiert rannte Nordström los. Er wischte Äste und Zweige zur Seite, umrundete den Stamm eines umgestürzten Baumes und blieb wie angewurzelt stehen. Vor ihm hockte Shooter, das Gewehr ein paar Meter neben ihm im Gras und starrte reglos auf eine dunkle Silhouette zwischen den Bäumen.

»Was ist pass . . . ?«

»Psst! Nicht so laut.« Shooter schnitt ihm mit gedämpfter Stimme das Wort ab. »Ein Tier. Da drüben. Bin gestolpert und hab das Gewehr verloren.«

»Okay. Ganz ruhig.« Nordström legte das Gewehr an, entschlossen es zu benutzen, um seinen Freund zu schützen. Er bog den Finger um den Abzug. Das Tier bewegte sich, sprang vor und preschte auf Shooter zu. Nordström zog am Abzug.

Klick.

Was war los? Er drückte noch einmal ab. Klick. Das Tier brach durch das Unterholz, machte kehrt und zischte in einer Hundertachziggradwendung davon. Nordström konnte gar nicht so schnell gucken, da war es schon fort.

»Ein Hirsch!«, prustete Shooter vom Boden aus. »Holy shit, dass wir das überlebt haben!« Er hockte auf den Knien und lachte sich die Augen aus dem Kopf.

Nordström sagte: »Ich wollte ihn erschießen.«

Shooter schaute zu ihm auf. Lachtränen liefen ihm über die Wangen. »Das hab ich gemerkt, Desperado. Aber es gibt ein eisernes Gesetz in der Waffentechnik: Du musst eine Knarre erst versichern, ehe du damit schießen kannst!« Er lachte weiter und Nordström knurrte: »Es heißt *entsichern*. Und jetzt beruhige dich mal wieder.« Er lief den Weg zurück, den sie gekommen waren. Er hatte genug.

Shooter folgte ihm. »Sieh doch das Positive. Keine tollwütigen Hunde, kein Kampf auf Leben und Tod. Vielleicht sind sie längst wieder dahin zurück, wo sie hergekommen sind.« Er blieb stehen, um einen Hufabdruck zu betrachten, den der Hirsch hinterlassen hatte.

Nordström lief schweigend weiter. Nach dem Adrenalinstoß kam die Erschöpfung wie eine Keule, und er hatte plötzlich Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Der Schmerz in seinem Arm schwoll an, silberne Sternchen tanzten vor seinen Augen.

»He, Mark!« Shooter trat neben ihn, jetzt wieder ernst, weil er spürte, dass sein Freund litt. »Ich werde Sven Bescheid sagen.«

Nordström nickte und wandte den Kopf ab, damit Shooter nicht sah, wie er genervt die Augen verdrehte. Sven Denver war einer der Ranger im Nationalpark, der ein paar Kilometer weiter nördlich begann, und in Shooters Augen war er ein perfekter Mensch. Ein Held, der für alle Notlagen des Lebens eine Lösung parat hatte. Der Typ kotzte ihn an.

Shooter legte Nordström von hinten die Hand auf die Schulter. »Wir fahren zurück. Du solltest dich ausruhen.«

Damit hatte er recht und Nordström legte keinen Widerspruch ein. Jedoch verzog er verächtlich das Gesicht, weil ein erwachsener Mann das so machte, wenn er die Fürsorge anderer zu spüren bekam. Im selben Moment krachte und raschelte es hinter ihnen. Der Boden erzitterte, während das Krachen zu einem Dröhnen anschwell.

»Was ist das?«, rief Nordström.

Shooter blickte sich um. »Ich weiß nicht . . . Oh Jesus!«

Unzählige Rehe rannten den Hang herauf, direkt auf sie zu. Sie schienen in Panik aus dem Wald zu flüchten. Selbst die Anwesenheit der Menschen hielt sie nicht auf.

Nordström und Shooter wichen hinter einen Baumstamm aus und beobachteten den Ansturm mit großen Augen. »Hast du so etwas schon einmal gesehen?«, rief Nordström. Er sah im Augenwinkel, wie Shooter den Kopf schüttelte. »Nein.« Die Tiere stürmten an ihnen vorbei, brachen durch das Unterholz auf die Straße und verschwanden talwärts hinter der Kurve.

Shooter blickte ihnen nach. »Irgendetwas hat sie zu Tode erschreckt.« Er kratzte sich am Kopf, auf der Suche nach etwas, das ihm die Sache erklären konnte.

Nordström half ihm auf die Sprünge. »Hunde.«

Shooter packte die Gewehre auf die Ladefläche des Pick-ups. Nordström bemerkte den neuen Aufkleber auf der Stoßstange: *Neither shall they say, lo here!, or, lo there! for, behold, the kingdom of god is within you.* Nordström mochte Shooters liberale Art, seinen Glauben zu leben. Dennoch konnte er der Sache nichts abgewinnen. Er war Atheist, auf eine ganz und gar illiberale Art.

Als er den Wagen umrundete, erweckte etwas am Boden seine Aufmerksamkeit. Eine feine rostrote Spur, die auf die Straße zuführte. Er tippte mit dem Zeigefinger hinein und zerrieb den Abdruck zwischen den Fingerspitzen. Eindeutig. Es war Blut. Die Spur war so fein, dass sie sie vorhin nicht entdeckt hatten. Sie führte bis zur Mitte der Straße und hörte dort auf. Er lief ein paar Meter hin und her, aber bis auf einige Zigarettenstummel fand er nichts. »Meinst du, der Förster hat den toten Hund weggeschafft?«, fragte er.

»Der Förster?« Shooter versuchte, seinem Gedankensprung zu folgen. »Normalerweise wird der Tierarzt informiert, wenn jemand einen toten Hund findet. Wegen der Chipimplantate.«

»Kennst du den zuständigen Tierarzt?«

»Hier in der Gegend müsste das dieser junge Typ sein. Fährmann. Ein Freak.«

»Raucht er?«

»Rauchen? Warum?«

»Nur so.«

»Soweit ich weiß, kifft er hin und wieder.«

»Hmm. Kannst du ihn anrufen?«

»Klar. Wenn er bekifft ist, ist er ganz in Ordnung.«

Auf dem Rückweg schwiegen sie eine Weile. Nordström versuchte, wach zu bleiben. Er presste die Hände an die Ohren. Das Klingeln, das der Schuss ausgelöst hatte, war noch da.

Shooter blickte starr auf die Straße. Auf der Ladefläche rumpelten die Gewehre. »Pamela sagt, du sollst heute Abend zum Essen vorbeikommen.« Shooter setzte den Blinker und warf einen Blick in den Rückspiegel. »Und? Kommst du?«

»Klar.«

»Sie sagt auch, ich soll dich im Blick behalten.«

»Nicht nötig.«

»Sieh dich doch an, Mark. Du kannst keine Sekunde auf dich selber aufpassen.«

»Ach, halt doch die Klappe.« Nordström legte den Kopf auf die Kopfstütze und nickte ein.

»Mark.«

»Hmm.«

»Mark, wach auf! Wir sind da.«

»Nein.«

»Willst du jetzt endlich die Augen aufmachen?«

»Na gut.«

Er öffnete die Augen. Wartende Patienten vor seinem Haus. »Oh nein!« Er schloss die Augen wieder.

»Ich kann sie wegschicken, wenn du willst.«

Nordström überlegte. »Nein, ist schon in Ordnung. Ich sage ihnen, sie sollen am Nachmittag wiederkommen, falls kein Notfall dabei ist.«